

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 278.

Dienstag, 29. November

1927.

(12. Fortsetzung.)

Der verzauberte Wendelin.

Ein frühlicher Roman von Michael Mohr.

(Nachdruck verboten.)

Ja, er wollte den Gölbenburgern, den armen Schludern zeigen, was ein Mann von Welt und Geld ist. Mit einer einzigen großmütigen Geste wollte er ihnen den Dukaten-schatz des letzten Ritters ihrer Ruine vor die Füße werfen.

Und Rosamunde? Er seufzte zum letzten Mal und riß sich mannhaft zusammen. Dieses Gölbenburg hatte ihn einfach verhext. Er war nicht mehr der Wendelin Raft, wie ihn fünf harte Jahre Amerika geschmiedet hatten. Er wollte seine alte Verstandesklarheit, seinen scharfen, kühlen Blick für das Wirkliche, das Praktische, wiedergewinnen!

In einem Augenblick blitzartiger Erleuchtung schien das zu gelingen. Er sah etwas. Etwas, was ihm immer klarer als Bild der Zukunft vor Augen stieg. Was seinen ganzen Verstand, seine oft bewiesenen Fähigkeiten, sein schöpferisches Können gefangen nahm.

Das Etwas hatte keinen Bezug auf die Familie Hagebutt, auch nicht auf die schöne Rosamunde, noch auf den vermuteten Schatz hinter der Eisentür des unterirdischen Ganges. Es war weder eine sentimentale noch romantische, noch phantastische Angelegenheit, sondern eine Idee, dem unwirrvirten Kopfe des Wendelin von einst entsprungen.

Er zog Bleistift und Notizbuch aus der Tasche, schrieb bald und blickte bald um sich. Er tat allerlei und tat es mit Sicherheit und Zielbewußtsein.

Er kam geradezu in Feuer, daß ihm der Vormittag, der so verträcht begonnen hatte, im Nu verflog. Er veräumte die Mahlzeit im Hause Hagebutt zur schweigenden Bewunderung der Familie und verschwand bereits nach einer halben Stunde wieder aus dem Hause.

„Sie wollen doch nicht etwa schon zur Gölbenburg?“ fragte ihn Rosamunde betnahe ängstlich und trat ihm in den Weg.

„Nein, nein, noch nicht, heute noch nicht,“ antwortete er zerstreut.

Sie atmete beruhigt auf. „Also bleiben Sie noch bis morgen?“

„Ja, morgen noch, übermorgen und vielleicht noch länger.“

Sie war verblüfft. „Also versprechen Sie mir, heute noch nicht den Schatz zu heben, und mich morgen bestimmt mitzunehmen?“

Er hatte kaum hingehört. „Ja, ich verspreche“, und fort war er.

Wenn Rosamunde mit seinem Herzen leichtfertig gespielt hatte, so mußte sie ihre Frivolität jetzt bereuen. Offenichtlich war der unglückliche Liebhaber durch die erweckte Eifersucht an der Kaffeetafel verstimmt. Wenn er nur keine unüberlegte Tat in seiner Geistesverwirrung beginge!

„Wohin laufen Sie?“ schrie sie ihm nach.

„Nach dem Wasserfall! Nach dem Wasserfall!“ schrie er zurück.

Eine Viertelstunde, eine halbe Stunde saß Rosamunde und starrte in die Luft.

Dann riß sie das böse Gewissen empor. Sie sah den lebensüberdrüssigen Liebhaber sich in die brausenden Fluten des Wehres stürzen. Von der nämlichen Stelle, an der er

gestern seine unverständliche und doch verständliche Liebeswerbung in Wind und Wetter geschrien hatte.

Ohne Hut stürzte sie davon. Durch die Gassen, durch den Wald, das Tal nieder, bis sich fern das Wehr über dem breiten, goldenen Bache erhob.

Auschauend machte sie halt. Das suchende Auge glitt lange vergebens über Wiese und Weg und heftete sich immer wieder auf die Wasserfläche, ob nicht ein Strohhut als letztes Erkennungszeichen an einem Stein, einem Ast des Ufers hängen geblieben wäre.

Aber weder Hut noch Wasserleiche war gelandet.

Endlich verharrte ihr Blick an halber Höhe der steil ansteigenden Ufer.

Droben stand eine Gestalt von den unzweifelhaften Umrissen Wendelin Rafts und überschaute Fluß und Tal. In der Hand hielt er einen großen, weißen Bogen und zog Striche und Linien. Ob er malte, ob er dichtete, war nicht zu erkennen. Aber daß er, innerlich ergriffen, nichts anderes um sich her sah, als was er sehen wollte, das konstatierte das beobachtende Mädchen.

War Wendelins Tun und Treiben schon rätselhaft, Rosamundens Gebaren war es noch mehr.

Die Märchenaugen füllten sich beim Anblick des Mannes in der Höhe langsam mit Tränen. Auf dem Rasenplatz am Wasserfall, wo sie beide, die jetzt ein größerer Zwischenraum trennte, Hand in Hand gesessen hatten, sank sie nieder. Hier saß sie und blickte nach der Höhe, während immer neue befreiende Tropfen über den Gesichtspuder kullerten. Auch als sie versiegt waren, blieb sie in ihrer schauenden Stellung, bis der Abend über das Tal sank.

Wendelin hatte wohl hundertmal mit schweisendem Blick den Wasserfall gestreift, wenn er in Abständen von dem weißen Bogen auf sah. Rosamunde hatte er nicht wahrgenommen.

Auch über die Höhe, wo Wendelin stand, zog erstes Abenddunkel. Er ließ von seiner Arbeit ab, begann langsam zu Tal zu steigen. Das Mädchen sah ihn sich ihr nähern und erhob sich freudig.

Als er noch in einiger Entfernung von ihr war, bemerkte er endlich das menschliche Wesen am Wehr. Er stupte, glaubte zu erkennen, schritt rascher vorwärts.

Rosamunde nahm sein entschlossenes Entgegenhilen wahr und wollte auf ihn zugehen.

Mit einem Male hielt sie ein plötzlicher Gedanke zurück. Beinahe angstvoll wandte sie sich und schritt, lief, rannte das Tal abwärts den Weg zur Stadt zurück.

Wendelin war im Zweifel, ob ihn die Dämmerung getäuscht hatte. Wenn das Rosamunde war, warum riß sie vor ihm aus? Wenn sie es nicht war, sah er wie ein Wegelagerer, wie ein Strauchdieb aus?

Erst suchte er die Flüchtige einzuholen. Bald gab er es auf. Die Unbekannte lief, als sei ein bewaffneter Bandit ihr auf den Fersen.

Er war gespannt, daheim das Rätsel zu lösen.

Bei völliger Dunkelheit betrat er das Haus am Markt-
platz.

In der erleuchteten Wohnstube saßen Herr und Madame Hagebutt um den Abendbrottisch.

„Wo ist Ihr Fräulein Nichte?“ fragte Wendelin, als er sich niedergelassen hatte.

Die beiden Alten sahen sich verlegen an.

Der Kantor antwortete unsicher. „Sie ist gleich nach dem Abendessen noch ein wenig spazieren gegangen, da sie den ganzen Tag nicht an der frischen Luft war.“

Wendelin blidte seinen Wirt etwas mißtrauisch an. „Mir war, als hätte ich Fräulein Rosamunde vor einer Stunde drunten am Wehr gesehen,“ sagte er mit Betonung.

„Unmöglich“, entgegnete Hagebutt und erhob sich, um sich in seine Studierstube zurückzuziehen.

Madame Hagebutt entzog sich der Möglichkeit, ausgefragt zu werden, indem sie sich in die fünfundvierzigste Fortsetzung des Stadtblatt-Romans vertiefte.

„Gute Nacht“, verabschiedete sich Wendelin mißgestimmt.

Unruhig lief er zwischen den Möbeln seiner Dachmansarde hin und her, soweit ihm die fürchterliche Enge eine Promenade gestattete.

Das Haus und seine Bewohner wurden ihm immer unheimlicher. Irgendein wohlangelegter Schwindel vollzog sich. Das war sicher. Aber was?

Himmelskreuzdonnerwetter, waren denn diese harmlosen Spießbürger von Gildenburg allesamt hinterhältige Intriganten?

Konnte seine Person, die keine Beziehung zu Gildenburg und den Gildenburgern hatte, zum Mittelpunkt einer unerklärlichen Komödie gemacht werden? Und er hatte das unangenehme Gefühl, Mittelpunkt einer solchen zu sein.

War es sein kühner Griff in die Geheimnisse des Mittelalters: neidete man ihm die Entdeckung des unterirdischen Ganges auf der Burgruine? Suchte man ihn in eine Liebesaffäre zu verstricken? Hatte man die räthelvolle Rosamunde zu solchem bösem Zwecke herbeigerufen?

Er wehrte sich erneut heftig gegen die Verzauberung, in die ihn das alte Nest in den Bergen zu verstricken drohte.

Geru hätte er die verleidete Stadt, das Haus, seine Leute, ja sogar die beiden Schätze, die er entdeckt, aber noch nicht errungen hatte, im Stich gelassen.

Aber er konnte nicht. Dieser überraschende Einfall, mit dem er sich den ganzen Tag beschäftigt hatte, ließ ihn nicht los. Das war eine Sache, die eigens für Wendelin Raß geschaffen war und die er mit all seiner Energie und seinem Können verwirklichen mußte!

Er starrte in die Nacht hinaus. Kein Stern funkelte heute über der Waldböhe, auf der die schlafende Gildenburg lag.

Wirklich kein Stern? Wendelin rieb sich die Augen, suchte die Dunkelheit zu durchdringen und sich zu überreden, er habe sich geirrt.

Aber es war weder ein Stern noch eine Sinnes-täuschung. Droben, wo sich unsicher die Umrisse der Burgruine vom Himmel abhoben, bewegte sich ein Licht.

Es war nicht möglich und doch Tatsache. Ein Licht auf der nächtlichen Gildenburg!

Zündete vielleicht in solch stockdunklen Nächten der Geist des Ritters Hans von Gildenburg eine Laterne an, um auf seinem ruhelosen Gange vom Turmzimmer zum unterirdischen Gewölbe nicht die Wendeltreppe herunterzufallen und sich ein geisterhaftes Bein zu brechen.

Wendelin wagte den Gedanken, der ihm durch den Kopf schoß, nicht zu Ende zu denken. Das wäre eine ver-teufelte Niedertracht.

Im Augenblick hatte er sich mit der elektrischen Taschenlampe bewaffnet und stieg lautlos die Treppe herab.

Im vertrauensseligen Gildenburg verriegelte man des Nachts keine Haustür.

Über den Marktplatz, durch die Straßen, in denen sein schneller Schritt widerhallte. Hinauf über das Geröll des Waldweges. Der Ruine entgegen.

Er wagte, je höher er stieg, desto seltener die Taschenlampe aufblitzen zu lassen. Bisweilen rannte er mit dem Kopf gegen einen Fichtenstamm und verlangsamte allmählich sein Tempo. Berge läuft man nicht hinan.

Als er wieder atemlos still stand, lauschte er aufmerk-samer in das Dunkel.

Deutlich näherten sich von der Höhe Schritte.

Wendelin sprang zur Seite des Weges ins bergende Didicht des Tannenwaldes.

Er unterschied die näherkommenden Tritte zweier Nachtwandler.

Das Licht einer Laterne bog um eine Wegede und schwankte auf Wendelins Versteck zu.

Er duckte sich noch mehr zusammen und unterdrückte eine Ausrufung des Schmerzes, als er sich rutschend in ein Brombeergebüsch setzte. Ein unangenehmer Beobachtungsplatz.

„Mir war ganz so, als hörte ich jemand den Berg heraufkommen“, flüsterte eine tiefe Stimme neben der Laterne. „Es ist besser, ich lösche das Licht. Aber fallen Sie nicht in der Dunkelheit.“

Kein Zweifel. Die tiefe Stimme gehörte dem Revier-förster.

Die Laterne erlosch. Die nächtlichen Spaziergänger blieben stehen und lauschten offenbar.

„Es ist nichts. Sie haben sich bestimmt getäuscht“, antwortete nach kurzem Schweigen eine andere, hellere, aber gleichfalls Wendelin wohlbekannte Stimme. „Er träumt sich von seinem Schatz“, setzte sie auslachend hinzu.

In namenloser Verblüffung spürte Wendelin nicht einmal die eindringenden Brombeerdornen.

Dieses spöttische Lachen war aus keiner anderen Kehle geklungen, als der der jungen Dame, die den ganzen Tag Briefe geschrieben hatte, die heute nachmittag nicht am Wasserfall gestanden und vor ihm entsetzt ausgerissen war, und die auf einem abendlichen Spaziergang nur etwas Luft hatte schöpfen wollen.

Eiferfucht, Erbitterung eines genasführten Liebhabers ergriff ihn. Am liebsten wäre er ihnen nachgestürzt und hätte einen Doppelmord oder eine ähnliche sein Herz erleichternde Tat begangen.

Aber er war zu erstarrt, um einen Finger rühren zu können.

Rätsel über Rätsel. Wollte man ihn um seine Entbedung, um seinen Schatz in der Burgruine bringen? Man hatte ihn durch raffinierte Einwände den ganzen Tag, den er eigentlich zur Hebung des Schatzes bestimmt hatte, von der Besteigung der Gildenburg zurückgehalten.

War dieser Verdacht schon geeignet, ihn zu empören, der zweite machte ihn noch wütender.

Das Blidetauschen, die verstoßenen Zärtlichkeiten und die ganze Scheintuerei zwischen dem „lieben Better“ und dem „teuren Bäschen“ schienen ihm in ihren Motiven jetzt ganz klar verständlich. Die Intrigantin mit den Märchenaugen hatte ihn erst zum Fortgehen veranlaßt, ihn dann draußen am Wasserfall beobachtet, und war schließlich unter dem schweigenden Schutze des kupplerischen Alten, mit dem Rotbart zum nächsten Stell-dichein auf die romantische Burgruine gestiegen, ehe er zu Hause angelangt war.

Beide Verdachtsgründe zusammengenommen, die ein-ander nicht ausschlossen, stieg seine Erbitterung ins Maß-lose und machte ihm zur Gewißheit, daß er doppelt be-trogen war.

Da machte ihm eins das ganze Rätsel noch räthelhafter.

Waren die beiden, die eben an ihm vorübergegangen waren, und den Träumer vom zweideutigen Schatze, mit dem doch niemand anders als er gemeint war, nicht gesehen hatten, Schatzgräber oder gar Liebespaar, wie kam es, daß sie als Verwandte oder noch mehr als das, im nächtlichen Dunkel statt des zärtlichen „Du“ ein-ander setzten?

Langsam stieg Wendelin zu Tal, schlich lautlos durchs Haus, an der Tür, hinter der die Treulose wohl schon im ersten süßen Schlummer lag und von „ihm“, aber nicht von ihm selbst träumte, vorüber in seine Mansarde.

Bergebens suchte er in wacher Nacht das schwierigste Rätsel der Sphinx zu lösen: warum stiegen sich zwei Ver-liebte beim nächtlichen Stelldichein?

(Fortsetzung folgt.)

Der Hund.

Skizze von Grazia-Deledda.

Am Strand bin ich heute — ein seliger Morgen war es — ein Hund begegnet. Drei Landleute hockten im Sand; ein Schirm, zusammengerollt, neben ihnen — und Körbe, Schuhe, welche ihnen das Gehen erschwert hatten.

Ein Hund, die Pfoten im Wasser, stand ruhig dabei; durchs Maulkorbgitter starrte er — wie ein Gefangener — in Meeresfernen.

Barfüßig ging auch ich, im Wasser, vorüber — und blickte ihn an; denn ich sehe lieber in die Augen der Tiere als in die der Menschen, welche lügenhaft.

Der große Hund schaute zu mir herauf: er hatte grüne, sanfte Augen, ein junges, ehrliches Gesicht; seinem hohen braunen Rücken waren graue Kontinente — wie eine Erdkarte — eingezeichnet.

Er ahnte sofort meine, dem guten Wetter und der friedlichen See entsprechende gute Laune; er folgte mir.

Ich hörte das Plätschern seiner Schritte; sie gleichen denen eines kleinen Kindes; er erreichte mich, leise berührte mich seine Schnauze, als wolle er sagen, daß er da sei und um Erlaubnis bäte, mich zu begleiten.

Ich wandte mich um und streichelte seinen samtigen Kopf: da wußte ich plötzlich, daß ich nun in der Welt einen Freund hatte.

Auch er schien vergnügt, weil ihm manches neu vorkam: erst schwer, fühlte er sich jetzt leicht, lief vor mir her, als tanze er im Wasser, wo seine glatten Pfoten zwischen glitzern den Gischtwölflchen auftauchten; ab und zu machte er Halt, drehte sich um — wollte feststellen, ob ich mit ihm zufrieden sei. Seine Augen waren glücklich, und die meinen wohl auch; wir hatten beide viele Dinge vergessen.

Das Meer war als drittes mit auf diesem schönen Spaziergang; und es dachte nicht an die Wallungen des Jornes, die es nur zu oft — aber nicht öfter als uns — heimsuchen. Mit unferen Füßen tänzelten die Wellen.

Im nassen Spiegel des Strandes schritt uns auch das Bild der Sonne voran und wollte sich eigenmächtig weder erreichen noch betrachten lassen.

Zwei hochgewachsene Knaben kamen vorüber und trugen in ihren Armen — wie eine Amphora — ein kleines, blondes Mädel; dann trafen wir niemand mehr.

So gelangten wir an einen fernen Ort, einen Friedhof der Muscheln: tot und zerstreut lagen sie umher wie Knochen auf einem Schlachtfeld.

Man glaube sich an einem äußersten Ende der Erde — wo der Mensch nicht mehr hinkommt; nur Vögel kreisen in Serpentina über der unberührten Düne.

Der Mensch kommt nicht hierher; aber man fürchtet, daß man einem begegnen könne; und dennoch muß man umkehren — dorthin, wo viele sind, und der eine höfe auf den andern blickt.

Der Hund aber stürmt allein weiter, springt dann aufs Land, wälzt sich, spielt jetzt mit einem Splitter, streckt sich hin, der nackte Bauch zittert, seine Beine scheinen nach dem Himmel zu langen.

Ich habe den Eindruck, er hat mich längst vergessen und will allein sein, um den Rausch seiner Freiheit auszukosten: ich habe auch immer mit meiner Phantasie gespielt, und so alaube ich, wir verstehen einander.

Ich lehre allein um; aber kaum habe ich ein paar Schritte getan, da höre ich hinter mir im Wasser einen Galopp; das Tier erreicht, überholt mich, wendet sich — ohne anzuhalten — um und kragt zu mir her: nie habe ich einen so demütig bittenden Blick gesehen.

„Verlaß mich nicht“, sagt dieser Blick, „wenn du willst, komme ich mit dir; ich esse dir sogar voraus, um dir den Weg zu sichern und den Ort, wo du hinmüßt, früher zu erreichen.“

Dieser Hund ist also mein; wenn er nicht den Landteuten gehört, dann unbestreitbar mir; ich will ihn behalten, lasse ihn den Garten bewachen; und in einsamen Stunden werden wir zusammen unter dem Schatten eines Baumes sitzen: das sei der Lohn unserer Freundschaft. Und ich lasse ihn auch das Haus bewachen.

So denke ich; denn aus kleinen Erwägungen spricht — wie die schöne Blume aus ihrem Samen — unsere Güte.

Der Hund war jetzt dicht bei mir, packte seinen Schritt dem meinen an; manchmal blieb er stehen und beschnüffelte die Asten; dann blickte er aufs Meer und bewachte die Ohren: je weiter uns der Weg zurückführte, um so mehr suchte er. Wenn ich aber seinen Kopf krauschte, hob er seine Augen und versprach mir Treue.

Als wir dort anlangten, wo die Bauern saßen, blieb er, mit den Pfoten im Wasser, unbeweglich stehen und starrte durch das Gitter des Maulkorbs ins weite Meer hinaus. Er schien ein Gefangener, der nach einer kurzen Flucht in den Kerker zurückgeführt ist.

„Gehört er Ihnen?“ fragte ich die Bauern.

„Nein, Signora. Wir dachten, es wäre Ihr Hund. Man sieht, er hat seinen Herrn verloren.“

Und so sehr ich ihn lockte, er wollte mir nicht mehr folgen. Denn jetzt handelte es sich nicht mehr ums spielen. Hier hatte er seinen Herrn verloren und hier blieb er, um auf ihn zu warten.

Wie viele Dinge hast du mich heute gelehrt, du großer Hund mit den grünen Augen, die doch auch zu lügen wissen, wie jene der Menschen!

Unter anderem hast du mich gelehrt: wir müssen dort bleiben, wo wir uns verloren haben und dürfen nur mit den vorüberkommenden Illusionen spielen, — dort müssen wir warten, bis unser einziger Herr — unser Gewissen — kommt, um uns wieder zu holen.

(Autorisierte Übertragung aus dem Italienischen von Kunde-Grazia.)

Welt u. Wissen

Liebe unter Menschenfressern. Man stellt sich wohl vor, daß die Menschenfresser, die es noch immer auf manchen Inseln der Südsee gibt, nicht viel Federlesens machen, wenn sie sich eine Frau holen: Ein Schlag mit der Keule auf den Kopf und dann fort mit ihr. Aber wer so etwas glaubt, der tut den Menschenfressern bitter Unrecht. Der Forschungsreisende Jack McLaren, der lange Zeit auf den Südseeinseln gelebt hat, entwirft uns ein ganz anderes Bild von der Liebe unter Menschenfressern: Auf einer Insel traf ich einmal einen finster blickenden Wilden — er hatte einen Knochen durch die Nase gezogen und seine Ohrläppchen waren so lang heruntergezerrt, daß sie bis auf die Schultern reichten. Der Mann sah den ganzen Tag stöhnend und seufzend herum, weigerte sich zu essen und an dem Gemeinschaftstanz teilzunehmen, alles deswegen, weil ihm ein Mädchen einen Korb gegeben hatte. Als ich ihn fragte, warum er sich seine Schöne nicht mit Gewalt geholt habe, schüttelte er traurig den Kopf und sagte: „Ich will keine Frau, die mich nicht will.“ Ein anderer wildblidender Eingeborener auf derselben Insel kam eines Tages mit leuchtenden Augen zu mir und erzählte mir, er habe eine Liebesgirlande diesen Morgen über seiner Tür gefunden. Dieses Huldigungszeichen mußte von einer der vielen dunklen Schönen angebracht worden sein, die ihm zugetan waren, denn er war ein mächtiger Krieger, der bereits acht Feinde getötet hatte und wurde daher von den Damen des Dorfes sehr bewundert. Aber er gestand mir, er hoffe sehr, daß die Liebesgirlande von einer starken jungen Frau namens Erea stamme. Er war selbst zu furchtsam, sie danach zu fragen, und bat mich deshalb, ich möchte doch die Sache herausbekommen suchen. Das tat ich: es war wirklich Erea, und ich wohnte der Hochzeit bei. Wenn es auf den Südseeinseln einmal vorkommt, daß ein Mädchen gewaltsam geraubt wird, dann nimmt das für den Mann kein gutes Ende, denn die Widerpenstige zeigt sich so ungebärdig, daß er froh sein kann, wenn er sie wieder los wird.“

Som Tabakbau. Der Besitzer einer Tabakpflanzung muß sich oft wie ein Krankenwärter vorfinden, denn der Tabakfaden, von dem 15 Gramm rund 40 000 ausgewachsene Pflanzen ergeben, ist so zart wie ein krankes Kind. Diese winzig kleinen Körner werden zunächst in Warmbetten ausgelegt, in denen die höchst empfindlichen Sämlinge steter Pflege bedürfen. Nach zwei Monaten werden sie verpflanzt, was ebenfalls grobe Sorgfalt erfordert. Nach weiteren zwei Monaten beginnen die unteren Blätter sich zu entwickeln. Wenn es sich um edlere Tabaksorten handelt, werden diese Blätter bald nach der Pflanzung abgenommen und gesondert behandelt. In der Regel erfolgt das Blüden jedoch erst, wenn auch die mittleren Blätter gereift sind. Dann schlägt man die ganze Staude ab und läßt sie verwelken. Um für den Raucher genußfertig zu werden, muß der Rohstabak noch drei verschiedene Behandlungen erfahren: Trocknen, Gären und Reifen. Während man den Rohstabak früher meistens in der Sonne trodnete, ist heute die künstliche Trocknung am offenen Feuer oder in besonderen Trockenhäusern üblicher, wobei die Blätter mit bestimmten Unterbrechungen vier oder fünf Tage lang über einem kleinen Feuer aufgehängt werden. Nach vier bis fünf Wochen derartiger Behandlung werden sie zu sehn oder zwölf gebündelt und in zwei Meter hohen Reihen gelagert. Hier geht nun in ihnen die Gärung vor sich, die etwa einen Monat dauert. Nach Ablauf dieser Zeit werden die Blätter, die jetzt ein einheitliches Braun zeigen, nach verschiedenen Gesichtspunkten, wie Qualität, Farbstufung usw. sortiert und dann einige Jahre lang in mächtig erwärmten Lagerhäusern untergebracht, bis sie die zur Verarbeitung nötige Reife erlangt.



Das Überwintern der Nahrungsmittel.

Wie überwintert man Obst? — Die Bewahrung von Kartoffeln und Gemüse.

Der Winter ist für die Hausfrau eine schwierige Jahreszeit, denn er zeichnet sich durch den Mangel an lebensnotwendigen frischen Nahrungsmitteln aus. Darum muß sie rechtzeitig bestrebt sein, die zur Ernährung notwendigen Pflanzen so aufzubewahren, daß sie den ganzen Winter über der Familie zur Verfügung stehen können, ohne durch Lagerung zu verderben oder an Nährgehalt zu verlieren. Alle Pflanzen haben aber die unangenehme Eigenschaft, daß sie sehr schnell dem Verderben anheimfallen, sobald sie von der Mutter Erde entfernt worden sind. Es ist darum seit jeher eine Aufgabe der Wissenschaft gewesen, Mittel und Wege zu finden, um die Dauerhaftigkeit von Obst, Gemüse und Kartoffeln im Winter zu erhöhen, denn es liegt auf der Hand, daß diese Dauerhaftigkeit nicht zum Geringsten von der richtigen Behandlung abhängig ist. Besonders empfindlich ist das Obst, andererseits aber wieder für die Ernährung des Menschen und seines Stoffwechsels ungewöhnlich notwendig. In großen Städten sorgt der Markt dafür, daß Obst genügend vorhanden ist. Hier haben die Hausfrauen auf diesem Gebiete nur geringe Sorgen. Aber in den kleineren Städten und auf dem Lande liegt der Hausfrau die Pflicht ob, durch gutes Einwintern des Obstes für die notwendige Ernährungsstoffe zu sorgen. Es handelt sich dabei hauptsächlich um frisches Obst, da das getrocknete Obst, wie Birnen, Pflaumen und Äpfel, gegen Einflüsse der Zeit ziemlich unempfindlich ist. Bei frischen Birnen und Äpfeln kommt es darauf an, den Wohlgeschmack zu bewahren, und das Obst vor Welken und Fäulnis zu hüten. Zu diesem Zwecke muß man das Obst vor der Einwinterung gut auswählen und alle fauligen Früchte vorher beseitigen, da sie durch Fäulnispilze auch das gesunde Obst anstecken. Der Raum, in dem das Obst aufbewahrt wird, muß gut trocken sein. Um das Obst vor Druck zu bewahren, tut man gut daran, es auf Stroh aufzulegen. Wenn mehrere Schichten übereinander gelegt werden müssen, dann müssen alle Schichten durch Strohaufgabe voneinander getrennt werden, da dadurch einerseits die Gefahren des Druckes verhütet werden, durch den Fäulnis entsteht, andererseits die schädliche Feuchtigkeit aufgesaugt wird. Auch Torfstreu kann an Stelle des Strohes verwendet werden. — Größte Sorgfalt erfordert auch die Aufbewahrung von Kartoffeln, die im Winter eine tägliche und unentbehrliche Nahrung bilden. Die Kartoffel hat den Vorzug, gegen Einflüsse der Witterung ziemlich unempfindlich zu sein, wenn sie richtig behandelt wird. Schon frühzeitig müssen die Kartoffeln dem Einfluß großer Wärme entzogen werden, da sie desto schneller erfrieren, je wärmer sie gelagert werden. Bei richtiger Lagerung in Räumen bei einer Temperatur von ungefähr 1 Grad Wärme werden alle Schädigungen der Kartoffeln vermieden werden. Auf diese Weise können sie den ganzen Winter hindurch für die Ernährung der Familie nutzbar gemacht werden. Zugleich ist es bemerkenswert, daß nach wissenschaftlichen Feststellungen derartig gelagerte Kartoffeln auch alle ihre Vitamine behalten, eine Eigenschaft, die besonders zur Winterszeit von größter Bedeutung ist, wo die frischen Nahrungsmittel völlig fehlen. — Endlich sei auch darauf hingewiesen, daß auch Gemüse durch richtige Lagerung vorzüglich überwintert. Alle Rübenarten verhalten sich der Kälte gegenüber genau wie Kartoffeln und müssen vor allen Dingen davor behütet werden, daß sie zu viel Feuchtigkeit verlieren. Diesen Verlust erleiden sie durch großen Druck und zu große Wärme. Die Gemüse werden darum am besten in dem Keller untergebracht, in dem die Kartoffeln lagern, da hier bei einer Temperatur von 1—2 Grad alle Bedingungen gegeben sind, um das Gemüse frisch zu erhalten. Hat man alle diese Vorsichtsmaßnahmen getroffen, dann kann man gewiß sein, daß den Nahrungsmitteln nichts geschieht, denn es handelt sich hierbei um Dinge die durch wissenschaftliche Forschungen aufgeklärt werden können und aufgeklärt worden sind. Die wissenschaftliche Arbeit wird durch die Praxis des Landmannes unterstützt, der sehr oft die besten Maßregeln trifft, ohne zu diesem Zweck auf der landwirtschaftlichen Hochschule Studien getrieben zu haben. Seiner Erfahrung kann aber die Hausfrau volles Vertrauen entgegenbringen.

Das Gänsekapitel.

Das Kapitel von der Gans ist zurzeit aktuell und es ist angenehm und spannend für die Hausfrau. Freilich, wer die Martinsvögel, die Kapitalkretterinnen und wie sie sonst noch heißen, nicht selber groß ziehen kann und sie kaufen will, der muß heuer ziemlich tief in die Tasche greifen, aber die Ausgabe lohnt sich, denn nichts läßt sich so erfolgreich „in die Länge ziehen“ wie ein Gänsechen.

Es fragt sich natürlich immer, zu welchem Zwecke man es haben will. Soll es lediglich einen Festtags- oder Gästebrot geben, so muß es recht jung, recht zart sein. (Kennzeichen: Schnabel gelb und die Schwimmhäute zwischen den Zehen leicht zerreißbar.) Auch nicht zu fett, und dann bekommt es eine ledere Fülle von Äpfeln und echten Kastanien, manche nehmen auch Apfel und Rosinen, andere wieder füllen die Gans mit rohen, kleinen Kartoffeln und braten sie auf englische Manier mit allerlei Küchenkräutern, Beifuß und Pimpinelle, auch reicht man wohl eine Tunte von Pfefferminzstraut oder schwarzen Johannisbeergelee dazu. Zur „Verlängerung“ kann man natürlich auch eine feine Fleischsauce nehmen, ähnlich der Puterfüllung. Das ist zwar wohlschmeckend, aber doch nicht das „ganz“ Richtige. Die Überlieferung bleibt bei der Apfelsfüllung, dem Rottohl oder dem Kohlsalat als Beigabe. Höchstens brät man zugleich mit der Gans ein schönes Stückchen nicht zu fettes Schweinefleisch, Vorderhinken oder Nadenstück. Dies nimmt dann den Gänsebratengeschmack an, was besonders im kalten Zustande deutlich zu spüren ist und man hat so in Form von „Luffschnitt“ eine willkommene „Gänsebratenverlängerung“ erreicht.

Außer dem Braten gewinnt die Hausfrau beim Einkauf einer Gans oder auch noch eine Reihe wertvoller „Nebenprodukte“. Da ist das Gänselein mit Reis und holländischer Tunte, das Schwarzwauer mit Kartoffelklößen, der gefüllte Gänsehals in Grüntohl, das ledere Gänsefleisch usw. Und dann die Gänseleber! Das ist ein Kapitel, das für sich behandelt zu werden verdient, aber jedenfalls geht aus dieser kleinen Übersicht schon hervor, welsch' eine vielseitige Helferin die Gans in den Küchen Sorgen der Hausfrau ist.

Ein Schweizer Gericht über den Wert der Hausfrauenarbeit.

Das Schweizer Bundesgericht hat kürzlich ein Urteil gefällt, das der Aufmerksamkeit der Frauen wert ist und das zum Ausdruck bringt, daß auch in den Kreisen der Juristen sich die Auffassung Bahn bricht, daß die Hausfrauenarbeit eine „Werte schaffende Arbeit“ ist. Es handelte sich um folgenden Rechtsfall. Ein Ehemann, dessen Frau schuldhaft getötet wurde, klagte auf Schadenersatz gemäß Art. 45, 3, des Obligationenrechts. Dieser Passus lautet: „Sind andere Personen durch die Tötung ihren Versorger verloren, so ist auch für diesen Ersatz zu leisten.“ Der Kläger machte nun geltend, daß die Ehefrau für ihn durch ihre im Hause geleistete Arbeit Versorger im Sinne dieses Gesetzes gewesen ist. In den ersten Instanzen wurde er mit der Klage abgewiesen, mit der Begründung, daß die Haushaltsführung keine Beschaffung von Existenzmitteln darstelle. Das Bundesgericht, das daraufhin angerufen wurde, lehnte aber diese Entscheidung ab und gab dem Kläger recht; die Frau könne sehr wohl die Versorgerin des Mannes sein, wird in dem Urteil ausgeführt, auch durch Hausfrauenarbeit. In der Begründung heißt es u. a.: „Zieht man in Betracht, daß eine als „Versorgung“ zu qualifizierende Unterstützung sowohl durch Geld als auch durch Naturalleistungen erfolgen kann, so ist nicht einzusehen, wieso eine Ehefrau je nach den Umständen nicht schon deswegen als teilweise Versorgerin ihres Mannes betrachtet werden dürfte, weil sie dadurch, daß sie den Haushalt besorgt, ihm eine beträchtliche, wenn nicht geradezu unerschwingliche Ausgabe für Anstellung fremder Hilfskräfte erspart. Wenn auch die Ehefrau durch diese Tätigkeit ihrem Manne nicht direkt Existenzmittel beschafft, so ist das wirtschaftliche Ergebnis doch insofern das nämliche, als sie ihm ermöglicht, einen Teil seiner Mittel zur Befriedigung anderer dringender Bedürfnisse zu verwenden.“